

**HEYNE <**



MAX KORN

# TALBERG

1977

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich  
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Der diskriminierende Begriff »Zigeuner« soll in diesem Roman nicht verharm-  
lost werden, sondern wird lediglich im Kontext der Erzählung wiedergegeben.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 02/2022

Copyright © 2022 by Max Korn

Copyright © 2022 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Redaktion: Tamara Rapp

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Sandra Taufer, München unter Verwendung von

Motiven von © Shutterstock.com (Ondra Vacek, sergio34,

Jamie Farrant, ilolab, JungleOutThere)

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-42460-9

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)



# PROLOG

1947

Im Frühjahr entdeckten Waldarbeiter vom Steiner-Hof in einer von den üblichen Wegen abgelegenen Anpflanzung einen Toten. Die arme Seele musste dort in den Wintermonaten hineingeraten und elendig erfroren sein. Das erkannten die beiden Holzfäller auf den ersten Blick, denn ein erfrorener Mensch war in jener Gegend weniger ungewöhnlich als einer, der am Hitzschlag verreckt war. Trotzdem drückten sie mit ihren Äxten abwechselnd testeshalber gegen den leblosen Körper, den die zaghafte Frühjahrs-sonne noch nicht zur Gänze aufgetaut hatte, bevor sie sich endlich von dem grausigen Anblick lösen konnten und zurück ins Dorf eilten.

Beim Eintreffen der Gendarmerie stellte sich heraus, dass der Zustand der Leiche in zweifacher Hinsicht grauenerregend war. Nicht allein der lang anhaltende Frost hatte dem bedauernswerten Gesellen zugesetzt. Es hatten auch etliche Bissspuren von Wildtieren sein Gesicht unkenntlich gemacht. Des Weiteren wurde bereits am Fundort festgestellt, dass der beklagenswerte Mann nichts bei sich trug, woran man ihn hätte identifizieren können.

Später gab der Leichenbeschauer eine Schätzung über das Alter des Leichnams ab, wobei aufgrund der Umstände

allerdings eine Abweichung von fünf bis zehn Jahren möglich war. In der Umgebung oder im Verwaltungsbezirk war niemand von der Statur des Toten im vergangenen Winter als abgängig gemeldet worden, allerdings wurden zwei Jahre nach Kriegsende immer noch viele Männer vermisst. So wurde in der Akte, welche das Polizeikorps zu Wegscheid über den Leichenfund führte, unter anderem vermerkt, dass es sich bei dem erfrorenen Mann mit hoher Wahrscheinlichkeit um einen Kriegsrückkehrer handelte. Zu dieser Annahme führten vorrangig dessen zerlumpte Kleider, die sich nach der kriminalistischen Untersuchung als einstige Wehrmachtsuniform entpuppten, auch wenn sämtliche Abzeichen, die Auskunft über Rang und Bataillonszugehörigkeit hätten geben können, fehlten. Daher wurde letztlich mit Bedauern davon ausgegangen, dass der Erfrorene als eines der zahlreichen Kriegsoffer zu werten war, denen die Heimkehr zu Haus, Hof und Familie nicht mehr gelungen war.

# BUCH MARIA





# 1

## 1977

### MARIA

Sie hatte dem Hund nie einen Namen gegeben. War er vielleicht deshalb so wild und unberechenbar geworden?

Der Hund war vor etwa fünf Jahren in ihre Obhut gekommen. Der Mann, dem er bis dahin gehörte, hatte den dummen Entschluss gefasst, in die Stadt zu ziehen. »Kein Ort für so einen großen Hund«, hatte er kopfschüttelnd gesagt und ihr die Leine in die Hand gedrückt. Und sie hatte nicht Nein sagen können. Der Hund war damals noch jung gewesen und hatte mitleiderregend mit den Augen gerollt. Außerdem hatte der Mann ihr Geld gegeben. Genug, um den Welpen ein paar Monate versorgen zu können.

Ein reinrassiger Deutscher Schäfer, hatte der Mann behauptet und sich dabei so hochnäsig gegeben, als verstünde er etwas von Hunden. Und ein bisschen leidend hatte er getan, offenbar weil sie den Eindruck bekommen sollte, dass das Tier ihm etwas bedeutete. Dabei hatte er sich seither nicht wieder blicken lassen oder sich auch nur nach dem Hund erkundigt. Er nicht und auch sonst niemand in seinem Auftrag. Maria ging davon aus, dass er im Trubel der Stadt das Tier schlicht

vergessen hatte. Darum würde es dem Mann, der ein Verwandter vom Steinmetz Hauser war und dessen Gesicht sie sich nicht mehr vor Augen führen konnte, auch nichts ausmachen, wenn der Jäger den Hund heute erschoss.

Die ersten Jahre war er friedlich gewesen. Vorsichtshalber hatte Maria ihn jedoch stets an der Kette gehalten. So ein Hund fing schnell an zu wildern, wenn er zu viele Freiheiten genoss, und sie hatte keine Zeit, auf der Suche nach ihm schreiend durch den Wald zu stapfen. Was hätte sie auch rufen sollen? Der Hund hatte keinen Namen. Außerdem wollte sie keinen Ärger. Wollte nicht, dass er ein Wild riss oder sich gar irgendwelches Vieh von einem der umliegenden Bauernhöfe holte und die Leute dann anklagend mit dem Finger auf sie zeigten, weil sie ihren Hund nicht im Griff hatte. Denn selbst wenn er mit seinem treudoofen Blick zu ihr aufsaß, blieb er doch, was er immer gewesen war: ein Raubtier, das seinen Instinkten folgte. Etwas, das so tief und seit Urgedenken in einem steckt, konnte sich einfach nicht ändern. Sie war zu vielem in der Lage, aber etwas Wildes zu zähmen, das nicht gezähmt werden wollte, gehörte nicht dazu. Erst recht nicht, wenn aus dem Wilden eine Bestie wurde.

Im Spätsommer letzten Jahres hatte er sich trotz aller Vorsicht losgerissen und blieb für eine gute Woche verschwunden. Abends hatte sie auf der Bank vorm Haus gesessen, den Waldsaum beobachtet und sich gewünscht, dass der Hund daraus hervorgesprungen kam. Mit aufgestellten Ohren und hängender Zunge. Nach ein paar Tagen jedoch hatte sie ihn aufgegeben und auch nicht mehr nach ihm Ausschau gehalten. Dann, als sie endgültig aufgehört hatte, daran zu glauben, war er zurückgekehrt. Dreckig und verfilzt, mit gekrümmtem Rücken und überall getrocknetem Blut im Fell. Er hatte

Wunden am ganzen Körper, die sie mit heißem Wasser auswusch, während er sie misstrauisch anknurrte.

Er wurde nicht mehr derselbe.

Er winselte nicht mehr vor Freude, wenn sie ihm das Fresen hinstellte, und das Fell wollte er auch nicht mehr gebürstet haben. Und selbst als sie es einmal tat und er es widerwillig hinnahm, kam kein Glanz mehr hinein. Es blieb stumpf – wie der Blick des Hundes. Das, was er durchgemacht hatte, als er alleine im Wald unterwegs gewesen war, und was seine Hundeseele seither quälte, hatte sie nicht wegwaschen oder herausbürsten können. Jemand hatte ihm etwas wirklich Schlimmes angetan. Etwas so Schlimmes, dass er seither nicht mehr mit den Augen rollen mochte. Stattdessen fletschte er sein gelbes Gebiss, wenn sie sich ihm näherte.

Nun legte der Jäger auf ihn an.

Aufrecht stand der Hund auf seiner Hütte und starrte in den Gewehrlauf, als fürchtete er weder Tod noch Teufel. Ein letztes Mal, so schien es, zeigte sich der Hund in ihm, der er einmal gewesen war, weshalb es sie nun erst recht schmerzte. »Lassen Sie ihn erschießen, das ist für alle das Beste«, hatte der Wachtmeister vor drei Tagen zu ihr gesagt. Es war ein Befehl gewesen, keine Bitte. Was die Menschen fürchteten, das vertrieben sie; und ließ es sich nicht vertreiben, brachten sie es um. So waren die Menschen. Sie hatte es nie anders erlebt.

Freilich, ihr gegenüber hatte der Hund das Raubtier in sich all die Zeit über nicht ein Mal zum Vorschein kommen lassen. Dennoch hatte er vor einer Woche einen Menschen angefallen. Die Frau vom Brenner-Bauern, die in den Schwammerln gewesen war und sich dabei auf ihre Seite des Tals getraut hatte. Der Unterarm der Frau war blutig gebissen, und wäre Maria nicht dazwischengegangen ... Sie wollte sich nicht ausmalen,

was dann mit der dünnen kleinen Bäuerin passiert wäre. Nachdem alles vorbei war, hatte Maria die überall verstreuten Pilze aufgesammelt, aber das Bild von der schluchzenden Frau ging ihr nicht aus dem Kopf. Selbst heute nicht.

Dem Tier konnte man natürlich keine Schuld geben. Der Instinkt, dieser verteufelte Instinkt des Wolfs, der in ihm drin saß, war herausgebrochen wie Eiter aus einer Wunde. War herausgebrochen und hatte die schwache Hundeseele vergiftet.

Wenn man jemanden beschuldigen wollte, dann den Jüngsten vom Brenner-Bauern. Als er vorigen Winter auf seinem Schulweg bei Maria vorbeilaufen musste, weil der Schnee zu hoch und der Weg durchs Tal nahezu einen Monat lang völlig zugeweht war, hatte der Rotzbengel den Hund immer wieder mit Schneebällen beworfen. Der Hund hatte den Geruch des Buben seither in der Nase gehabt. Und der Geruch dieses Feindes hatte das ganze Frühjahr bis hinein in den Sommer in ihm gegärt. Als dann letzte Woche die Mutter vorbeiging, konnte das Tier sich nicht mehr beherrschen, riss sich los und schlug seine Fänge in den dünnen Unterarm der Brennerin. Wenn er es darauf angelegt hätte, dann hätte er den Arm durchbeißen können wie eins der Stöckchen, die Maria ihm manchmal vor die Schnauze gehalten hatte. Davon war sie überzeugt, und das hatte sie auch dem Wachtmeister gesagt. »Das Tier hat nur eine Warnung ausgesprochen«, hatte sie gesagt. *Keine Schneebälle mehr!*

Doch das wollte der Polizist nicht als mildernde Umstände gelten lassen. Weshalb der Hund den nächsten Winter und die Schneebälle jetzt nicht mehr erleben würde.

Der Schäfer stand auf seiner Hütte, sein schwarzes Fell verschluckte die Vormittagssonne. Mit stolzgeschwellter Hundeb Brust erwartete er den Schuss. Zumindest kam es Maria so

vor. Als ahnte er, was ihm blühte, als wüsste er, dass seine Zeit gekommen war. Und als wäre er zu trotzig, um sich winselnd in seiner Hütte zu verkriechen. Er blickte dem Tod aufrecht ins Auge, und ja, der Schein mochte trügen, aber es sah aus, als grinste er dabei.

*Womöglich ist er froh, dass er mich verlassen kann*, schoss es ihr durch den Kopf. Vielleicht hatte er genug von ihr. Ähnlich wie die Menschen, die es eine Weile lang mit ihr aushielten und dann gingen. Auf die eine oder andere Weise.

Das war natürlich ein dummer Gedanke. Der Hund konnte das gar nichts im Sinn haben. Er war ein Tier, und Tiere dachten nicht auf diese Weise.

Sie nickte dem Jäger zu, der in zwanzig Metern Entfernung an einem Baum lehnte und den Schäfer über Kimme und Korn hinweg anvisierte. Dann drehte sie sich weg, verschwand um die Hausecke, dorthin, wo sie ihre Gemüse- und Salatbeete angelegt hatte. Keinesfalls konnte sie mit ansehen, wie die Kugel den Brustkorb des Hundes zerfetzte.

Der Knall der Büchse hallte laut über die Baumwipfel hinweg, hinauf ins wolkenlose Azur, als sollte der Schuss die Ankunft der Tierseele im Hundehimmel ankündigen. Und nicht nur Petrus, auch der Brenner-Bauer auf der anderen Seite des Tals wusste nun, dass die Bestie, die seine Frau fressen wollte, ein Ende gefunden hatte.

Andererseits ... vielleicht wäre es dem Bauern ja auch ganz recht gewesen, wenn das Tier – statt in den Arm – in die Kehle seines Weibs gebissen hätte. Maria schüttelte die Vorstellung ab; an so etwas wollte sie nicht denken, jetzt, da der Hund wie ein nasser Sack vom Dach seiner Hütte in das zertrampelte Gras dahinter stürzte und sein Blut in die aufgeweichte Erde sickerte.

Sie machte ein Kreuzzeichen und spürte eine Träne über ihre faltige Wange rinnen. Sie hätte ihm einen Namen geben sollen, denn jetzt hatte sie nichts, was sie auf sein Grabkreuz schreiben konnte. Hinterm Haus, unter dem Hollerbusch, wollte sie ihn unter die Erde bringen. Ein schönes Plätzchen, an dem es versöhnlich duftete, sobald der Holunder blühte.

## 2

Der Pulverdampf hing noch in der Luft, oder sie bildete es sich zumindest ein. Der Jäger saß vor dem Haus und hatte seinen Hut neben sich auf die Bank gelegt. Er reckte das runde, mit Sommersprossen übersäte Gesicht in die Sonne und rauchte. Die geröteten Pausbacken verliehen ihm selbst in seinem Alter noch ein spitzbübisches Aussehen. Sein rotes Haar war voll, nur im Kinnbart kündeten die ersten grauen Strähnen von den vier Jahrzehnten, die er auf seinen breiten Schultern trug. Schweiß glänzte auf seiner Stirn.

»Sicher, dass ich ihn nicht mitnehmen soll?«

Maria schüttelte den Kopf. Sie bot ihm ein Glas von dem Kirschwein an, der seit dem Frühsommer in ihrem Keller reifte, doch der Jäger lehnte dankend ab. Er würde heute noch auf anderes Getier schießen müssen und wollte einen scharfen Blick behalten.

»Und die Grube willst du auch alleine ausheben?«, fragte er stattdessen.

»Was kriegst du?« Sie mochte in seiner Gegenwart nicht weiter darüber nachdenken, wie sie den Hund unter die Erde brachte.

Der Jäger schnippte die Kippe in weitem Bogen ins Gras, dorthin, wo der Schäfer immer mit aufmerksamem Blick über die Lichtung in der Sonne gelegen hatte.

»Wie abgemacht. Ich brauch wieder eine Weste. Der Herbst steht vor der Tür.«

Sie musterte ihn. Er strich sich über den Bart und blinzelte ihr gegen die Sonne entgegen. Seine Augen waren grün wie der Wald, den er durchstreifte.

»Da werde ich noch mal nachmessen müssen, dein Ranzen ist seit letztem Jahr gewachsen.«

Er sah an sich hinunter und zog dabei den Bauch ein. »Wenn du meinst«, antwortete er, und sie merkte, dass er sich in seiner Eitelkeit gekränkt fühlte.

»Aber nicht mehr heute! Komm vorbei, wenn dich das Wild wieder auf meine Lichtung führt. Heute muss ich den Hund begraben.«

Damit wandte sie sich ab.

»Pass auf dich auf«, sagte er, als sie schon fast durch die Haustür war. Sie blieb stehen, ohne sich nach ihm umzudrehen.

»Ich mein nur, jetzt, wo du keinen Hund mehr hast, der dich bewacht.«

Maria drehte den Kopf und suchte seinen Blick, doch er wich ihr aus.

»Im Dorf hat sich jemand nach dir erkundigt. Das hat der Hirscher Franz erzählt, als ich gestern bei ihm in der Wirtsstube gesessen bin.«

Sie schnaubte abwehrend. »Wer sollte von mir was wissen wollen?«, fragte sie und marschierte hinein. Es war nichts Neues, dass im Dorf über sie geredet wurde. Und nur selten kam sie gut dabei weg. Das scherte sie nicht. Erst recht nicht, wenn es um Wirtshausklatsch ging. Davon gab es immer viel, und der größte Teil war in Schnaps getränkter Unsinn. Für Sekunden stand sie unschlüssig vor dem Küchentisch und



wusste nicht, was sie hatte tun wollen. Dann fiel ihr wieder ein, dass sie Wolle bestellen musste, wenn sie die Weste für den Jäger vor dem Herbst fertig gestrickt haben wollte. Ihre Finger waren nicht mehr so schnell wie früher, und sobald die Kälte kam, schmerzte jede Bewegung. Besser also, sie fing bald damit an. Dann konnte der Jäger sie überziehen, bevor die ersten Herbstnebel ins Tal drängten. Eine Wolljacke, die ihn wärmte, dunkelgrün wie das Dickicht. Dafür bekam sie einen Rehrücken und zwei Hasen. So wie jedes Jahr. Und die Kugel, die im Herz des Hundes steckte.

Im Haus war es kühl. Die dicken, aus Klaubsteinen gemauerten Wände isolierten gut, sommers wie winters. Sie holte sich ein Glas Wasser und setzte sich an den Tisch, über dem ein paar Fliegen tanzten. Auf der Kuckucksuhr war es kurz nach zehn. Ohne zu trinken, saß sie am Tisch und betrachtete die Muster auf der Wachstischdecke. Alt und fleckig, genau wie ich, dachte Maria. Mit Schnitten, Rissen und Löchern. Sie spähte hoch in den Winkel über der Eckbank, wo das hölzerne Kruzifix hing. Wenn auch ohne den obligatorischen, mit Weihwasser besprenkelten Strauß aus getrockneten Kräutern. Marias Kreuz war blank, nackt wie der Jesus – vom Lendenschurz abgesehen –, der gequält auf sie herabstarrte. Er war nie der Tröster gewesen, den man ihr einst versprochen hatte. Wie oft war sie drauf und dran gewesen, den Gekreuzigten von der Wand zu nehmen und in den Ofen zu schieben. Doch sie hatte sich jedes Mal besonnen. Das Kreuz hing dort in der Ecke, um all jene zu besänftigen, die sich in diese Stube verirren. Der Glaube war stark unter den Leuten in der Gegend, selbst wenn er in den meisten Fällen geheuchelt war.

Sie wartete, bis sie sicher sein konnte, dass der Jäger zurück in den Wald verschwunden war. Sie wollte ihm nicht erneut

unter die Augen treten. Dazu fühlte sie sich im Moment nicht in der Lage, selbst wenn er einer der wenigen war, dessen Gesellschaft sie für eine Weile ertragen konnte. Er war niemand, der unnötige Fragen stellte. Womöglich weil auch er ein Geheimnis in sich barg, das an ihm nagte. Sie wusste nichts Genaueres, aber sie spürte, dass ihm ein Schatten auf der Seele lag, der nicht allein davon kam, dass er in den Wald ging, um zu töten.

Müde erhob sie sich und trat in den Hausflur. Gelbliches Licht fiel durch die quadratische Riffelglasscheibe, die auf Sichthöhe in die Haustür eingelassen war. Sie wusste nicht, wie er dort hingekommen war, aber der Spaten fand sich auf dem Schrank wieder, in dem ihr Wintermantel hing. Den würde sie bald wieder hervorholen können, denn hier in der Gegend würde der Kälteeinbruch nicht mehr lange auf sich warten lassen, egal was die Wichtigtuer im Radio behaupteten. Maria lebte bereits ihr halbes Leben in diesem Wald und brauchte keine Wettervorhersage. Sie musste sich auf die Zehen stellen und weit strecken, um den Spaten zu erreichen.

Der Hund lag im Gras, als schlief er. Nicht einmal der Tod hat ihm seine Würde genommen. Nur die Zunge ragte unnatürlich weit aus seinem Maul. Fliegen umkreisten ihn. Sie löste die Kette von seinem Hals und warf ihm einen Kartoffelsack über. Dann zerrte sie ihn am Haus entlang über die Wiese. Die Gänseblümchen färbten sich rot. Der tote Hund war schwer, aber sie hatte noch Kraft in ihrem alten Leib. Hinterm Haus war es kalt. Die Sonne würde erst nachmittags um die Ecke leuchten. Maria dehnte ächzend ihren Rücken und blickte hinüber zum Waldrand. Seit Längerem hatte sie schon das Gefühl, dass der Wald sie anstarrte.

*Im Dorf hat sich jemand nach dir erkundigt.*

Nachdem sie ein wenig verschnauft hatte, holte sie den Spaten, der jetzt an der Hundehütte lehnte. Ihr Mund war trocken. Sie hätte das Wasser trinken sollen, doch im Moment wollte sie nicht zurück in die Stube. An den Kappen ihrer Gummistiefel glänzte das Blut des Hundes.

Die Ziegen kamen aus dem Stall, der direkt ans Haus grenzte, und reckten ihre gehörnten Köpfe über das Gatter. Die Braune meckerte. Die Weiße rieb ihren Hals am Holz. Noch gaben sie ausreichend Milch. Seit sie hier draußen lebte, hatte sie stets zwei Ziegen im Stall stehen gehabt. Nun dachte sie immer häufiger darüber nach, dass diese beiden wohl ihr letztes Pärchen bleiben würden.

Nach einer Stunde war das Loch tief genug. Die Erde war weich, trotzdem schmerzte ihr Kreuz. Der Schweiß machte ihre Unterwäsche unangenehm klebrig. Beim Graben war sie auf fünf größere Steine gestoßen, die sie am Rand der Grube aufgeschichtet hatte. Ihre Hände waren voller Lehm. Für einen Moment stand sie still da und lauschte. In den Blättern des Hollerbuschs über ihr raschelte der Wind, drunten im Moor kreischte ein Eichelhäher. Unten im Grab ringelten sich Regenwürmer. Fette, grün schillernde Schmeißfliegen umsummten den Hund. Trotzdem vernahm sie das feine Geräusch, das die nächste Böe an ihr Ohr trug. Sie kraxelte umständlich aus dem Loch und wischte sich die dreckigen Finger an der Schürze ab. Für einen flüchtigen Moment blickte sie zu dem mit Unkraut überwachsenen Schacht des Kellerfensters, dann wandte sie sich dem vom Dorf herkommenen Weg zu, der aus dem Wald heraus auf die Lichtung führte. Die Sonne stand inzwischen hoch, und sie kniff die Augen zusammen. Wie an den allermeisten Tagen erwartete sie auch heute niemanden mehr. Die rechte Hand legte sie auf

den Spaten, der in dem kleinen, neben dem Grab aufgehäuften Erdhügel steckte.

### 3

Das Mädchen saß auf einem Fahrrad. Ihr blondes Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden, der wild an ihrem Hinterkopf auf und ab hüpfte. Rote Flecken blühten auf ihren Wangen, als wäre sie den langen Anstieg, der durch den Tannenhag führte, zu schnell hinaufgeradelt. Vom Dorf bis zu Maria waren es etwa fünf Kilometer, doch der Weg durch den Wald war schlecht und bestand im Wesentlichen aus zwei Fahrrinnen, in denen oft knöcheltief das Brackwasser stand. Dazu kamen tückische, vom Regen ausgeschwemmte Querrinnen, moosbewachsenes Gestein und gewundenes Wurzelwerk, das sich bisweilen wie ein Netz über den Weg legte. Dem Fahrrad fehlte hinten das Schutzblech. Wer damit durch den Wald fuhr, konnte davon ausgehen, dass ihm der feuchte Dreck bis hoch auf den Rücken spritzte. Gerade heute, nachdem es nachts geregnet hatte und jeder mit gesundem Menschenverstand ahnen konnte, dass ein halber Sonnentag nicht ausreichte, um den schwarzen Waldboden zu trocknen. Aber warum sollte sich Maria den Kopf darüber zerbrechen, ob sich die Dreckspritzer und Flecken aus der weißen Bluse des Mädchens wieder herauswaschen ließen?

Jetzt, da sie fast bei ihr war, erkannte sie in dem Mädchen die Tochter des Metzgers. Wie immer fiel ihr der Name nicht ein. Maria hatte sie ab und an im Laden gesehen, obwohl sie selten

dort einkaufte. Das Mädchen bog vom Weg ab und radelte auf sie zu. Schweiß glänzte auf der hohen Stirn. Ihre Haut war hell, so als würde sie tagein, tagaus in der Stube hocken. Zur Bluse trug sie kurze Hosen. Dünne, nackte Beine ragten daraus hervor. Sie hatte die Züge ihrer Mutter, jedoch viel feiner. Aus dem schmalen Gesicht leuchteten die Augen des Vaters, allerdings ohne die Kälte darin. Äußerlich schien sie nur das Beste von den Eltern geerbt zu haben. Maria stellte sich vor, dass die jungen Männer im Dorf bereits um sie herumscharwenzelten.

Das Mädchen bremste mit drei Metern Abstand vor Maria und grüßte schwer atmend. »Ist das der Weg zur Brücke?«, fragte sie und deutete quer über die Lichtung, runter ins Tal. Sie wollte so tun, als wäre sie zufällig vorbeigekommen. Maria betrachtete das Mädchen. Obwohl man hätte meinen können, dass bei ihr täglich Fleisch auf den Tisch kam, war sie dürr wie ein Besenstiel. Andererseits zeichneten sich unter der verschwitzten Bluse bereits kleine Brüste ab, die schon erahnen ließen, das bald eine Frau aus dem hageren Gestell erwachsen würde. Die blauen Augen blinzelten verlegen.

»Was willst du?«, fragte Maria. Es war nicht schwer zu erraten, dass sie den Weg durch den Wald und über die Lichtung mit voller Absicht genommen hatte.

Statt zu antworten, starrte das Mädchen auf den Schwanz des Hundes, der unter dem groben Leinen des Sacks hervorlugte. »Oh. Tut mir leid«, sagte sie.

Jeder im Dorf wusste, was der Hund getan hatte. Maria vermutete daher, dass die Metzgerstochter es nicht aufrichtig meinte. Warum sollte sie bedauern, dass der Hund tot war? Sie hatte ihn nicht gekannt. Konnte jemand, der täglich Schlachtvieh von der Decke hängen sah, überhaupt Mitleid mit einem toten Tier haben?

Das Mädchen legte das Fahrrad ins Gras und kam noch einen Schritt näher. Sie sah sich um, als wollte sie sich vergewissern, dass niemand hinter ihr stand. Unschlüssig kreuzte sie die Beine und blickte auf ihre dünnen Stoffschuhe. In dieser Sekunde begriff Maria, was die Tochter des Metzgers hergetrieben hatte.

»Wie alt bist du?«

Beschämt biss sie auf ihrer Unterlippe herum, bevor sie antwortete. »Bald sechzehn.«

»Das ist früh«, brummte Maria und schaffte es endlich, den Spatenstiel loszulassen, den ihre Finger bisher umkrampft hatten.

»Gehst du noch zur Schule?«

Das Mädchen nickte, und Maria erinnerte sich daran, dass sie selbst in diesem Alter schon seit zwei Jahren in der Backstube hatte schufteln müssen. Wie verwöhnt die jungen Leute heutzutage waren!

»Ich schwänze sonst nie, wirklich«, fügte das Mädchen hinzu und vermied angestrengt jeden Augenkontakt.

Dabei hatte Maria gar nicht nach einer Erklärung verlangt. Hier draußen waren die Wochentage nicht so wichtig.

»Und ich hab Geld.«

»Meinst du, das interessiert mich?«, knurrte Maria. »Wie kommst du überhaupt drauf, dass ich dir helfen kann?«

»Eine unserer Verkäuferinnen ... ich habe sie mit einer Kundin tuscheln hören, als sie sich unbeobachtet fühlten ...«

»Gehst du immer danach, was andere Leute tuscheln?«, erwiderte Maria, die ahnte, von wem das Mädchen sprach.

Ihr Gegenüber zuckte mit den spitzen Schultern. »Ich weiß nicht, was ich sonst machen soll. Mein Vater bringt mich um«, fügte sie mit brüchiger Stimme hinzu.

»Das tut er auch, wenn er erfährt, dass du damit zu mir kommst«, erwiderte Maria, dann ging sie an ihr vorbei und ums Haus herum.

Das Mädchen folgte ihr in die Stube. Maria trank das Glas Wasser leer, das immer noch auf dem Tisch stand. Es linderte das Kratzen in der Kehle, aber es kühlte nicht ihr Gemüt. Die Metzgerstochter stand scheu im Türrahmen, die Finger ineinander verschlungen, und blickte sich verstohlen um.

Maria bot ihr nicht an, sich zu setzen. »Wie lange?«, fragte sie stattdessen.

»Seit sechs Wochen«, murmelte das Mädchen, »ich weiß nicht genau.«

»Aber du weißt, wann es passiert ist?« Es lag viel Wut in diesen Worten. Maria sah hoch zum Herrgottswinkel und versuchte ihren Zorn zu bezähmen. Die Schmerzen der Vergangenheit züngelten einem Feuer gleich um ihr Herz.

»Im Urlaub. Wir waren in Italien«, flüsterte das Mädchen, als würde das alles entschuldigen. »Anfang Juli. Ich war ein paarmal allein am Strand ... auch mal nach dem Abendessen.«

»Und?«

»Da waren immer ein paar von den Einheimischen, abends am Meer. Mit Bier und Wein und so ... Einer hatte immer seine Gitarre dabei und hat gesungen. Ich mochte seine Stimme und die fremden Worte ... wir haben uns irgendwie verstanden, ohne dass ich seine Sprache konnte.« Sie starrte unglücklich zu Boden.

Maria nickte. *Dich zu besingen hat ihm aber nicht gereicht.* Wie sie sich anhörte, hatte sich jedenfalls niemand mit Gewalt an der Kleinen vergangen. Aus Marias Sicht machte es das allerdings nicht besser. Ohne ein weiteres Wort schritt Maria



hinaus in die Kammer und von dort runter in den Keller. Unten war es kühl. Es roch nach Kartoffeln; in der feuchten Dunkelheit schrumpelten sie vor sich hin und setzten lange Triebe an, die sich bleich aus dem Holzverschlag wanden. Es war höchste Zeit, die neue Ernte einzubringen. Der Schweiß auf ihrem Rücken machte die Kälte hier unten noch spürbarer. Doch sie hatte ihre Ordnung und musste nicht lange suchen. Bevor sie die steinerne Treppe wieder hochstieg, warf sie einen schnellen Blick auf die mit Eisen beschlagene Holztür am Ende des gemauerten Gewölbes.

Die Tochter des Metzgers stand immer noch auffällig exakt am selben Fleck. Möglicherweise hatte sie ein bisschen herumgeschnüffelt, während Maria im Keller war? Nein, eher nicht; vermutlich hatte sie dafür zu viel Angst vor ihr. Vor der *Hexe*. Und selbst wenn, sie hätte sowieso nichts gefunden. Maria stellte das kleine Fläschchen mit dem Kräutertrank auf den Tisch. Durch das dunkelbraune Glas war die Flüssigkeit darin nicht zu erkennen.

»Warte bis zum Vollmond, dann trink das! *Wenn* du dazu bereit bist!«, ergänzte sie und sah dem Mädchen dabei direkt in die Augen.

»Wird es wehtun?«

»Du wirst bluten, aber wenn du es klug anstellst und nicht rumheulst, wird niemand was merken ... und ja, es wird wehtun. Was erwartest du, es reißt immerhin etwas aus dir heraus, das mit deiner Seele verbunden ist.«

Das Mädchen bekam feuchte Augen.

»Stell dich nicht so an, das schaffst du schon. Das Töten liegt ja bei euch in der Familie.«

Das Mädchen schluckte laut. Zögerlich nahm sie das Fläschchen an sich und kramte dann in ihrer Hosentasche

herum. Sie förderte eine Handvoll Münzgeld zutage, das sie auf den Tisch rollen ließ.

»Nicht ganz fünfzehn Mark«, sagte sie, obwohl sie nie über den Preis gesprochen hatten. »Mehr war nicht in meinem Sparschwein.«

Nicht ganz fünfzehn Mark für einen Engel, dachte Maria erbittert. Eine Summe, die zugleich ihr Eintrittsgeld zur Hölle war. Jesus blickte gepeinigt auf sie herab. Die Metzgerstochter ihrerseits wagte nicht, zu ihm aufzusehen. Über diesen Handel würde sie nicht einmal ihrem Beichtvater berichten, da war sich Maria sicher.

Im nächsten Moment rannte das Mädchen ohne Gruß aus der Stube. Maria lauschte dem Ticken der Kuckucksuhr, die in der Ecke über dem Sofa hing. Ihr Atem ging schnell. Das Alter raubte ihr immer häufiger die Luft. Bald würde man auch für sie eine Grube ausheben. Ihr Blick wanderte hinüber in die Schlafkammer und zur Kellertreppe. Mit einem Kopfschütteln verscheuchte sie die Gedanken, bevor sie ihr noch mehr die Luft abschnüren konnten, und trat in den Flur. Das Mädchen hatte die Haustür offen gelassen. Die Sonne fiel warm auf den Steinboden. In dem lichtdurchfluteten Rechteck, das sich dort abzeichnete, tanzten tausend Elfen.

Auf dem Weg hinters Haus kam sie am Holzlager vorbei. Kam der Winter früh und dauerte er so lange wie der letzte, würden die Scheite nicht ausreichen, die dort entlang der weiß getünchten Hauswand aufgereiht waren. Sie hatte zwar noch einmal so viel davon im Schuppen, dennoch nahm sie sich vor, in den nächsten Wochen immer mal wieder Klaubholz aus dem Wald zu holen.

Der Hund lag noch da. Am Schwanz zog sie ihn in sein Grab. Der Spaten steckte nicht mehr in dem Erdhaufen.

Verdutzt schaute sie sich um, dann fiel ihr ein, dass sie ihn vor der Haustür abgestellt hatte, bevor sie mit dem Mädchen hineingegangen war. Die Göre hatte sie völlig durcheinandergebracht. »Italien«, murmelte sie verächtlich und mühte sich erneut um das Haus herum.

## 4

Der Himmel färbte sich bereits rot, die Schatten der hohen Fichten waren bis an die Bank vor dem Haus herangekrochen und mit ihnen die Kälte. Wie ein Vorbote des Herbstes, der wiederum nur ein Vasall des grausamen Winters war. Mit dem Winter kam die ungewisse Zeit des Wartens, denn der Tod glitt am liebsten über Eis und Schnee. So würde er zu ihr finden, in dieses verwaiste Tal, in dem sich der Schnee oft bis in den April hinein hielt, ausgerollt für den Tod wie ein Teppich, direkt bis vor ihre Haustür. Ja, er würde es leicht haben, wenn er sie auf seiner Liste hatte. Nicht dass sie sonderliche Angst verspürte. Er war nur einer, der seine Pflicht tat. Und wenn sie an der Reihe war, war sie eben an der Reihe. Sie war jetzt zweiundsiebzig. Hatte zwei Weltkriege überlebt. Zwei Ehemänner, deren Dahinscheiden sie nie groß betrauert hatte. Der erste war für sie ein alter Mann gewesen, als man sie nötigte, sich im Alter von sechzehn Jahren mit ihm vor den Altar zu stellen. Der zweite war der Sohn des ersten und vom Krieg ums Leben gebracht worden. Gefallen in Stalingrad, hatte in dem Brief gestanden, den ihr die Wehrmachtauskunftsstelle für Kriegerverluste und Kriegsgefangene geschickt hatte. Danach war sie hier heraus in den Wald gezogen. 1944 war das gewesen.

Erinnerungen an früher ermüdeten. Das kannte sie schon lange, doch mit jedem Jahr mehr auf dem Buckel fand sie es

erschöpfender zurückzudenken. Weshalb sie es in der Regel unterließ. Sie konnte sich nicht erklären, warum sie ausgerechnet heute daran dachte. Vermutlich hatte einfach der Tod des Hundes sie durcheinandergebracht. Und müde gemacht – nicht nur im Kopf. Eigentlich war noch viel zu tun, doch die Müdigkeit hatte sie dazu genötigt, sich auf die Bank vor dem Haus zu setzen, um die letzten wärmenden Sonnenstrahlen einzufangen. Nun fand sie nicht die Kraft, sich wieder zu erheben, obwohl die Wärme längst gewichen war. Sie hätte ihre Weste umlegen sollen.

Plötzlich fiel ihr wieder ein, dass sie Wolle bestellen musste. Für die Weste des Jägers. Hauptsächlich dunkelgrüne, dazu ein Knäuel in Grau für den Saum und die Knopfleiste. So mochte er es am liebsten. Morgen kam vielleicht der Postbote vorbei, bis dahin musste sie die Bestellkarte ausgefüllt haben. So würde alles seinen Gang gehen und die Wolle rechtzeitig eintreffen. In drei, vier Wochen wäre sie fertig und könnte dem Jäger seinen Lohn geben. Für die Kugel, die in der Brust des Hundes steckte. Der Hund lag in der Grube, war aber immer noch nicht mit Erde bedeckt. Sie hatte zwar den Spaten wiedergefunden, doch bevor sie wieder hatte nach hinten gehen können, war die Müdigkeit über sie hergefallen wie ein hungriges Tier. Auf dem Sofa unter dem Fenster, das nach Süden zeigte, hatte sie den Mittag verschlafen. Und als sie verwundert aufgewacht war, ließ der Hunger sie nicht an die Arbeit. Also hatte sie die Schwammerl angebraten, die sie gestern gesammelt hatte, und zwei Eier drübergeschlagen. Dazu hatte sie Holunderwein getrunken, der sie ein bisschen schwindelig gemacht hatte. Nach dem Essen war es schon später Nachmittag gewesen, ohne dass sie wusste, wohin die Zeit entschwunden war. Sie hatte noch ein wenig Unkraut gezupft, die Ziegen gefüttert

und nach dem Melken die Milch in den Keller gebracht, wo das ganze Jahr über eine gleichbleibend kalte Temperatur herrschte. Einen Eisschrank hatte sie nie gebraucht.

Und jetzt hockte sie vorm Haus und fröstelte. Der Hund würde nicht wieder aus seinem Grab springen. Auch wenn ihr beim Zuschaukeln wieder warm geworden wäre, entschied sie, dass die Arbeit bis morgen warten konnte. Sie sah zum Waldsaum, dorthin, wo die Grenze war, diese scharfe Linie von Licht und Schatten, welche die Geister, Dämonen, die Gnome und Trolle und all die anderen Waldwesen tagsüber nicht zu überschreiten wagten. Zumindest hatten sie es bisher nicht gewagt, und sie hoffte, dass es auch in der kurzen Zeit, die ihr noch vergönnt war, so blieb. Es war etwas anderes, wenn sie selbst in den Wald ging. Dann war sie gewappnet, trug ihre Schutzzauber bei sich und ließ die Angst daheim. Grundsätzlich vermied sie es, nachts zu gehen, und wenn es doch ausnahmsweise einmal geboten war, nach Sonnenuntergang die Lichtung zu verlassen, achtete sie sorgfältig darauf, nicht vom Weg abzukommen. So hatte sie es stets gehalten, und dabei würde sie es auch belassen.

Ja, sie war geschützt, solange sie auf ihrer Lichtung blieb, die sich ganz hinten im Tal schon seit Jahrhunderten gegen den Wald wehrte. Und solange der Tag ihr beistand. Nachts, wenn sie in ihrem Bett lag, war es hingegen durchaus gerechtfertigt, dass sie gelegentlich Furcht beschlich. Zu bestimmten Zeiten, je nachdem, wie der Mond stand und die Vorzeichen zu deuten waren. Beispielsweise zur Tagundnachtgleiche im Frühjahr und im Herbst, aber auch zu den Sonnwenden. Desgleichen in den scharfen Raunächten. Das waren allesamt kritische Tage, auf die sie sich besonders vorbereiten musste. Und im Schlaf, nun, da funktionierte das Hexeneinmaleins

ebenfalls nicht, genauso wenig wie Gebete. Wobei sie nicht zum Herrn im Himmel betete wie die anderen Leute um sie herum. Sie war schon seit Jahrzehnten ohne Gottes Segen, was sollte es ihr daher nützen, ihn um seinen Beistand zu bitten, wenn die Halbwesen aus dem Wald kamen, die diese Religion ohnehin verleugnete?

*Was mache ich mir überhaupt Gedanken darüber? Die Jahre lassen mich immer wunderlicher werden.*

Der Wald hatte zwei Gesichter, das hatte sie früh gelernt. Von der Wegebauerin, die einst jenseits des Dorfes gelebt hatte. Beinahe ebenso abgelegen wie sie, wenn auch mit einer großen Familie um sich herum. Wenn sie je mit Wehmut an jemanden aus dem Dorf dachte, dann an diese besondere Frau, die so viel über die Natur, den Wald und diejenigen wusste, die dort zwischen den schwarzen Stämmen ihr Unwesen trieben. Jene dunklen Wesen, die Kinder oder Seelen raubten, falls ihnen danach zumute war. Wenn diese Waldwesen es darauf anlegten, eine alte Frau zu necken oder sie gar zu rufen, konnte sie nur wenig dagegen machen. Und stets kostete es immense Kraft, ihnen zu trotzen. Daher war sie bestrebt, sich gut mit ihnen zu stellen. Sie nicht zu verärgern oder gar zu reizen. Doch sie wusste sehr wohl, sollten die Geister jenseits des Waldsaums sich irgendwann entschließen, sie dennoch zu sich zu holen, würde kein Menschenzauber dieser Welt sie aufhalten können. Erst recht keiner von der Hand eines Pfarrers, der sich dazu berufen fühlte, im Namen des Heilands zu handeln.

Leider hatte sie jetzt auch keinen Hund mehr, der anschlug und sie warnte, wenn das Böse im Wald sich regte.

So wie der Gott im Himmel bisweilen gerecht sein mochte, so wohnte auch im Wald die Güte. Tatsächlich war es so, dass

diese Güte zumeist überwog, sonst hätte sie es kaum derart lange hier draußen ausgehalten. Der Wald behütete sie, schirmte sie ab von der Welt dahinter. Und er gab ihr zu essen. Ja, wenn man sich darauf verstand, hielt er einen in jeder Hinsicht am Leben. Und sie verstand sich sehr wohl darauf, mit dem Wald in Einklang zu leben.

Mit einem tiefen Seufzer stemmte sich Maria von der Bank hoch. Sie hatte die Klinke der Haustüre schon in der Hand, als eine Ahnung sie durchfuhr. Sie kam auf der Windböe dahergeritten, die sanft und doch deutlich über ihren Nackenstrich. Rasch drehte sie sich noch einmal um. Ihre Hand zuckte hoch bis zu ihrem Herzen und legte sich darüber, als wollte sie verhindern, dass es ihr vor Schreck aus der Brust sprang. Sie kniff die Augen zu Schlitzern zusammen, doch das änderte nichts. Der Jäger und das Mädchen würden nicht ihr einziger Besuch heute bleiben, so ungewöhnlich das auch war. Am Ende der Lichtung, dort, wo ein schmaler Pfad vom Westen her durchs Gehölz führte, stand ein kopfloser Riese, in schwarze Schatten gehüllt.



## 5

Maria schluckte, ihre Hand über dem Herzen zitterte. Nun war es nicht mehr nur ein Frösteln, das ihr mit eisigen Fingern über ihre Haut strich. Die plötzliche Kälte verlangsamte den Fluss ihres Blutes und den Lauf der Zeit. Vom Moor her stiegen erste Nebelgeister aus dem feuchten Gras. Auf dem Gartenzaun hockte eine Krähe und musterte sie abschätzend. Der Riese machte einen Schritt aus dem Schatten heraus. Maria schluckte ein weiteres Mal, obwohl ihr Mund viel zu trocken war, um noch Speichel hervorzubringen. Im feuerroten Licht, das schräg durch die Bäume leuchtete, erkannte sie ihren Irrtum.

Ein kopfloser Riese. Innerlich immer noch zitternd, kam ihr der Gedanke in der nächsten Sekunde lächerlich vor. Der Mann trug einen Rucksack, der ihn überragte. Er winkte. Kurz nur, als wäre es ihm peinlich, ihre Lichtung betreten zu haben. Maria rührte sich nicht. Oder sie konnte nicht. Der Spaten lehnte immer noch an der Hauswand. Griffbereit. Erdklumpen klebten an dem abgenutzten Blatt.

Der Mann schob seine Daumen unter die Träger des Rucksacks und näherte sich langsam. Er lächelte, aber sie mochte es nicht. Nicht das Lächeln und nicht diese unruhigen Augen. Er würde die Lichtung überqueren und runter zum Bach gehen, zu der Brücke, die ihn auf die andere Talseite brachte.

Jedenfalls wünschte sie sich, dass er genau das tat. Am besten, ohne sie anzusprechen.

Doch er blieb stehen. Mit fünf Schritten Abstand und eingehakten Daumen. Die Blechtasse, die unten am Rucksack hing, schaukelte hin und her.

»Grüß Gott!«

Maria presste die Lippen aufeinander. Sie musste zu ihm aufblicken. Für den Moment meinte sie ihn zu erkennen. Die Art, wie er die Schultern hängen ließ, den Oberkörper leicht nach vorne gebeugt. Die Augen, auch wenn sie deren Farbe im schwindenden Abendlicht nicht ausmachen konnte. Doch sie musste sich irren. Ganz gewiss. Diesen Mann hatte sie in der Gegend noch nie gesehen.

Mit dem Kinn deutete er runter zum Bach. »Geht's dort weiter?«

Sie nickte. Der Mann blinzelte. Zu oft hintereinander für jemanden, der gesund war. Ein Nervenleiden vielleicht. Früher hatte man solche Krankheiten aus dem Krieg mitgebracht. Aber Krieg gab es schon lange nicht mehr. Zumindest nicht hier. Und der Mann war viel zu jung, um im letzten Krieg gekämpft zu haben.

»Ist es noch weit bis Talberg?«

An guten Tagen schaffte sie es in eineinhalb Stunden bis ins Dorf. Trotz des Rucksacks, der ihm schwer am Rücken hing, würde der Mann schneller vorwärtskommen. Er war groß und kräftig und vermutlich nicht älter als vierzig. Die Fältchen um die Augen deuteten darauf hin, genau wie das blonde Haar, das schon licht wurde, auch wenn er es so trug, wie die jungen Leute es heutzutage taten: zu lang über den Ohren und mit breiten Koteletten, die sich runter bis zum Kinn zogen. Doch seine langen Beine würden ihn tüchtig voranbringen.

»Eine Stunde, wenn Sie sich nicht verlaufen«, sagte sie. Ihre Stimme klang fremd und rau in ihren Ohren.

Er spähte hoch in den Himmel, der sich mit immer mehr Rottönen schmückte. Von Osten zogen feurig angestrahlte Wolken auf.

»Dann gerate ich ins Dunkel«, überlegte er laut. »Ist der Weg denn gut begehbar?« Er sprach wie die Leute aus der Stadt. Vielleicht kam er auch von weiter her.

»Hie und da ein paar Wurzeln«, antwortete Maria und bereute sofort, nicht gelogen zu haben, als sie bemerkte, wie er zum Schuppen hinüberlinste. Sie folgte seinem Blick, und die Kälte kroch in ihr Herz zurück. Und die kam nicht vom Schreck über sein Auftauchen. Es war die schwarze Kälte, die ihre Seele überzog und in der die Erinnerungen an Furcht und Leid festgefroren waren. Sie hielt die Hände nah am Körper, damit der Mann nicht mitbekam, dass sie zitterten.

»Schön haben Sie es hier. Leben Sie schon lange an diesem wunderbaren Fleckchen?«

»Sehr lang«, antwortete sie.

»Und ... und das gehört alles Ihnen? Das Haus und die Wiese drum rum?«

Maria schwieg, was den Mann jedoch nicht davon abhielt weiterzureden. »Ich gäbe vieles darum, so einen Rückzugsort zu haben. In dem Schuppen, lagern Sie dort Heu?«

Das Heu für die Ziegen und das Feuerholz für den Ofen, dachte sie, sprach es aber nicht laut aus. Außerdem verwahrte sie dort die Sense, zwei Äxte, mit denen sie das Holz spaltete und zu handlichen Scheiten hackte, und noch ein paar andere Werkzeuge, die vor sich hin rosteten.

»Bestimmt haben Sie dort drinnen Ihr Heu«, fuhr der Mann fort. »Ich kann es beinahe riechen. Meinen Sie, ich könnte im

Heu übernachten? Ich würde Ihnen natürlich was geben ... für die Umstände. Und für das heiße Wasser und die Milch, falls das für morgen früh möglich wäre. Ohne Kaffee komme ich nicht in die Gänge. Aber keine Angst, den rühre ich mir selber zusammen.« Er klopfte gegen den Rucksack. »Bin bestens ausgestattet.« Er blinzelte so schnell, wie er redete. »Natürlich nur, wenn Sie damit einverstanden sind ...«

Maria wusste nicht, womit sie einverstanden sein sollte. Damit, dass er im Heustadel schlafen wollte oder dass sie Milch und Wasser abgeben sollte. Sie fühlte sich verwirrt und überfordert, und das machte ihr Denken langsamer.

»Es gibt nur Ziegenmilch«, sagte sie, weil ihr nichts Besseres einfiel. Sie kannte einige, die bei Ziegenmilch das Gesicht verzogen.

Leider verzog der Städter nicht das Gesicht, stattdessen holte er einen Geldschein aus der Hosentasche und wedelte damit herum. Zwanzig Mark. Viel zu viel für eine Nacht im Heu und einen Krug Ziegenmilch. Die Leute jenseits des Waldes wurden immer verrückter.

»Geben Sie Ihrem Herzen einen Stoß! Und einem müden Pilger eine Unterkunft!«

»Pilger?«, wiederholte sie den seltsamen Ausdruck, den sie kannte und doch auch wieder nicht. Sie hätte den Mann eher einen Vagabunden genannt. Und jetzt, da er so bestimmt verlangte, im Schuppen übernachten zu dürfen, wuchs ihr Argwohn noch mehr.

»Ja, ja, ich weiß. Pilgern. So nennen es sonst nur die, die einmal im Jahr nach Altötting raufbeten und dabei auf den Sündenerlass hoffen. Klar, bis Altötting sind es von hier an die einhundert Kilometer, da kann man bestimmt so einiges büßen und bereuen. Aber stellen Sie sich vor, in Spanien soll

es einen Weg geben, der ist zehnmal so lang. Ich hab da vor einer Weile drüber gelesen, übers Pilgern nach Santiago de Compostela. Schon mal davon gehört? Von Santiago?»

Sie schüttelte den Kopf. Die vielen Worte des Mannes machten sie schwindelig wie ein zu schnell getrunkenes Glas Hollerwein.

»Verstehe. Wie auch immer, auch diese lange Strecke nehmen Leute neuerdings wieder in Kauf. Jetzt, da man wieder runterkann nach Spanien, weil die Kommunisten fort sind.« Er winkte ab. »Aber das ist eine andere Geschichte, damit wollte ich gar nicht anfangen. Trotzdem, einmal quer durch Spanien, das ist doch irre, oder? Das hat mein Interesse geweckt. *Beten mit den Füßen*, verstehen Sie? Ich hab mir gedacht, das könnte man mal ausprobieren. Also, nicht unbedingt nach Altötting, in so einer Prozession mit zig anderen. Und auch nicht durch Spanien. Ich meine, selbst ohne die Kommunisten gibt's ja keine Garantie, dass man denen trauen kann. Jedenfalls, ich habe mir gedacht, Beten mit den Füßen, wenn man es ehrlich meint, dann könnte das doch auch hier bei uns funktionieren. Durchs hiesige Land ziehen und Gott begegnen. Sie glauben doch an Gott?»

Maria nickte schnell. Der Mann war zweifelsohne nicht bei Sinnen.

»Na ja, wie Sie sehen, ich habe mich getraut. Hab meinen alten Barras-Rucksack vom Speicher geholt und bin los. Pilger voraus!« Er lachte schrill.

»Und, haben Sie ihn getroffen?«, wollte Maria wissen.

»Wen?«, fragte der Mann mit dem Rucksack leicht irritiert.

»Gott.«

Er hob den Zeigefinger und wackelte damit herum. »Ha, jetzt haben Sie mich aber erwischt! Sie haben recht, noch sind

es bloß die Füße, die mir wehtun und meinen Marsch bereuen. Aber vielleicht bin ich einfach noch nicht weit genug gepilgert, damit auch die Seele nachzieht und zur Besinnung kommt.«

Sein Redeschwall stockte; vermutlich wartete er darauf, dass sie ihn fragte, wie lange er schon unterwegs war. Den Gefallen tat sie ihm aber nicht.

»Wissen Sie«, begann er daher nach ein paar Sekunden wieder, da er offenbar einer war, der das Schweigen nicht ertrug, »neben einer gewissen Wegstrecke, die man bewältigen muss, um in die Nähe von Gott zu gelangen, ist sicher auch eine gewisse Art von Isolation nötig. Und Stille. Stille und Natur. Das ist meine Theorie, verstehen Sie?«

*Dann wird es schwer für dich*, dachte Maria, darauf bedacht, keine Miene zu verziehen.

»Aber nach so einem langen, in sich gekehrten Marsch, braucht es natürlich auch ein Bett. Ein Bett für eine geruhssame Nacht, die einem neue Kräfte bringt. Und so ein Bett im Heu, das hat zudem was Demütiges. Der freiwillige Verzicht auf eine bequeme Matratze wird Gott doch sicher beeindrucken, meinen Sie nicht?« Sein Grinsen wurde noch breiter. »Genau das fehlt mir noch. So habe ich mir meine besinnliche Pilgerreise vorgestellt. Eine Nacht im Heuschober, wunderbar. Die wird der Herrgott mir bestimmt anrechnen.«

Maria blieb stumm.

»Und Ihnen auch«, sagte er. »Gastfreundschaft ist immens wichtig beim Pilgern. Ein Pilger ist immer willkommen. Das sehen Sie doch auch so?«

Auch dazu hatte sie nichts zu sagen.

Der Mann wedelte mit seinen großen Händen. »Ich weiß, ich weiß, ich rede zu viel, das ist ein Fehler von mir, aber auch